

Mit Waschbärbauch durch Brasilien

Mika Kaurismäki's „Moro no Brasil“

TIZIANA ZUGARO-MERIMI

Wie kommt um Himmels Willen ein Finne dazu, einen Dokumentarfilm über brasilianische Musik zu drehen? Diese naheliegende Frage beantwortet Mika Kaurismäki für diejenigen, die einen Sinn für feine Untertöne haben, schon im Titel seines Films: „Moro no Brasil“ heißt der, zu deutsch „Ich lebe in Brasilien“. Genauer gesagt in Rio de Janeiro, und zwar schon seit etwas mehr als zehn Jahren.

Der ältere Bruder von Aki Kaurismäki betreibt dort einen Musikklub, der während der letzten Minuten des Films auftaucht. So findet der Regisseur am Ende wieder zu sich selbst zurück – als symbolischer Abschluss einer 4000 Kilometer langen musikalischen Reise, die vom nördlichen Pernambuco über Bahia bis nach Rio führt, von den Ursprüngen der indianisch-brasilianischen Musik über europäische, afrikanische und arabische Einflüsse hin zu einer bunten, synkretistischen Vielfalt.

Dass sich Kaurismäki als teilnehmender Beobachter sichtbar macht, ist alles andere als ein Zeichen von Selbstverliebt-

heit. Vielmehr spricht daraus, das durchaus ehrenwerte Bedürfnis, seine besondere Perspektive auf die traditionelle brasilianische Musik transparent zu machen. Bei diesem Doku-Stoff lauern Kitschfälle und Folklore-Romantik hinter jeder Ecke, insofern tut Kaurismäki gut daran, sich selbst als beobachtende Distanz zwischen die Bilder und die Zuschauer zu schalten.

Kein kolonialer Schatzsucher

Aber auch sonst beweist der Filmemacher ein glückliches Händchen bei der Präsentation seiner musikalischen Leidenschaft. Anders als Wim Wenders in „Buena Vista Social Club“ hat Kaurismäki nicht den Anspruch, als musikalischer Schatzsucher „verschollene“ und „vergessene“ Traditionen und Künstler dem Halbdunkel der Vergessenheit zu entreißen. Der Finne begnügt sich damit, die in Brasilien höchst lebendige Fülle unterschiedlicher Musiktraditionen wie Früchte am Wegesrand zu

sammeln. Keineswegs achtlos, das nicht, aber auch nicht mit dem zweifelhaften, weil immer kolonialen Gestus des „Ich hab's entdeckt!“

Solcherlei Gesten hat Kaurismäki – gottlob – nicht im Repertoire. Wenn er sich im tropischen Sommer trotz seines weißen T-Shirts immer leicht verschwitzt und mit anrührendem Waschbärbauch durch enge, laute Gassen zwängt, dann wirkt der blonde Mann mit rotem Kopf und dunkler Sonnenbrille sympathisch desorientiert und ganz gewiss nicht wie ein zielstrebigem Navigator. Und trotzdem steuert er immer auf lohnenswerte Bilder und Töne zu.

Neue Stilrichtungen werden integriert

Nicht nur das: Guter Skandinavier, der er ist, bettet Kaurismäki die an traditioneller Musik orientierten Ensembles und Einzelkünstler immer in den gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang ein: Die harten sozialen Gegensätze des Landes etwa oder die Dominanz verkaufsträchtiger Samba-Musik.

Doch Musikstile wie Frevo, Maracatú, Coco oder Forró haben sich weder vom Samba von der Stange noch von nord-amerikanischem Pop und Rock verdrängen lassen. Dies liegt auch – und das wird der

Film nie müde zu betonen – an der Fähigkeit einer jungen Generation von Musikern, „neue“ Einflüsse wie Funk, Jazz oder Hip Hop in die Tradition zu integrieren.

Das grobe Muster des Mix à la Brasil im Kopf kann man sich getrost den energiegeladenen Bildern und Klängen hingeben: Die Kinder aus dem Indio-Ensemble im Norden Brasiliens, die so gar nicht den Eindruck machen, als seien sie an irgendwelchen gaffenden Touristen interessiert, der junge Musiker aus Bahia, der den Kauf eines Hemdes wie ein Lied zelebriert, aber auch der blondierte Ghetto-Star-Musiker, der von den kleinen Jungs im Viertel angehimmelt wird und dafür auch gerne mal den Frauen auf den Hintern klatscht. Kaurismäki sagt, er zeige Künstler, die mit ihrer Musik helfen, Leben zu retten. Romantisieren tut er sie nicht.